

Zeitschrift: Wissen und Leben
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: 26 (1923-1924)
Heft: 14

Rubrik: Bemerkungen

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 02.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

BEMERKUNGEN

UBER BUCHKRITIK

Die Zeitschrift *Der Geistesarbeiter* bringt im Maiheft einen Aufsatz unter dem Titel *Kritik an der Buchkritik*. Der Verfasser ist nicht genannt; er wollte den Schein vermeiden, nur in persönlicher Sache zu reden. Es gilt ihm, einen allgemeinen Übelstand aufzudecken: er beschwert sich über die schweizerische Buchkritik. Sie sei langsam, sie sei träge, übelwollend, «die Position des Buchautors bedeute im Bereich der Kritik geradezu einen Vorstadtbettlerposten». Theater, Tanzabende und Konzerte werden fix und einlässlich besprochen, das Buch müsse ein halbes Jahr warten und werde dann nur mit dreißig Zeilen abgespeist. Einer Tänzerin jedoch — der Anonymus hat Humor und nennt sie schalkhaft Miriam Kniesebecke — werde die Ehre von 80 Zeilen zuteil. Als ob sich Buchkritik und Tanzkritik an dasselbe Publikum wendeten! Ein weiterer Mißstand, unter dem unsere Literatur schwer zu leiden beginne, sei der: unsere Kritiker, diese arglistigen Käuze, Über-Taylors wenn's Arbeitsteilung gilt, geben die einlaufenden Bücher an Damen weiter («es sind meist Frauen», sagt A., so wollen wir ihn nennen), auf deren Urteil hin sie sodann ohne Lektüre eine Besprechung erscheinen lassen. Wer Haare hat, stelle sie zu Berge! Noch eine Gaunerei wird zur Sprache gebracht, und zu was für einer! «Die Kritik beruft sich gern auf die hohe Warte... Doch von dieser Warte steigt herab, wer Kritiken in erster Linie um seiner selbst willen schreibt; wer *das Erscheinen* eines Buches *benützt*, um es zum *Fechtboden* seiner glanzvollen Stilistik, geistreicher Aperçüs und Zurschaustellung seines Wissens zu machen». Das ist erstens ein so verbotenes, miserables Deutsch, dass man lieber Polizeiwachtmeister als Kritiker sein möchte, um mit Handschellen gegen derartige Notzüchtiger der Sprache vorgehen zu können. Ein Erscheinen, das zum Fechtboden gemacht wird —, da helfe der Himmel und sende seinen Strahl hernieder. Und dann verwechselt der Schreiber jener Zeilen Stil und Stilistik, weiß Gott, und verlangt obendrein, dass da ein Kritiker noch oben auf der Warte bleibe und mit vergnügten Sinnen ein liebevoll träumerisches Auge auf den Bock werfe, der sich unten zum Gärtner machen will. Nein, seht, er erhebt sich auf seiner Warte, ungeduldig nimmt er den Eindringling aufs Korn, und wir sind Zaungäste und Zuhörer folgenden Dialogs:¹⁾

Der Türmer: Was fällt dir ein da unten?

A.: Eigentlich nie etwas; aber ich fühlte mich zu unbemerkt. Ich möchte in Ihren Gesichtskreis treten, Gegenstand Ihrer glanzvollen Stilistik werden. Die Miriam Kniesebecke erhielt achtzig Zeilen, ich jedoch bloß dreißig.

Der Türmer: Was missachtetest du die Vogelscheuchen, die ich um deinetwillen aufstellte?

A.: Bitte! Die sind doch wohl für andere da. Ich habe meinen Vorstadtbettlerposten satt. Ich bin ein Geistesarbeiter. Ich will mehr als dreißig Zeilen. Ich...

¹⁾ Die Aussprüche des A. sind fast ausnahmslos Zitate aus dem Aufsatz *Kritik an der Buchkritik*. Leichte Abänderungen verstehen sich von selbst.

- Der Türmer* : Ich, ich, ich. Geistesarbeiter, aha! Was für Ausweise für eine so pathetische Bezeichnung?
- A. : Einen Roman *Das Trompetlein*, im Selbstverlag. Frau X. (es sind meist Frauen) machte sich an das Buch heran und war ihm gegenüber ganz Publikum. Ein Kritiker fragte sie aus, darauf schrieb er über das Buch. Dafür setzt sich ein Autor nicht monate-, ja jahrelang hin, dass ihm der Zeitungskritiker mit einer dritten Orts geliehenen Meinung ein Werturteil an die Öffentlichkeit setzt, welches für den Verfasser geradezu Sein oder Nichtsein bedeuten kann.
- Der Türmer* : Jahrelanges Schindluderspielen mit der Sprache sollte zum Beweis von Talent werden? Ein Tag kann eine Perle sein, und ein Jahrhundert nichts. Der Kritiker, mein Holder, sollte nicht schreiben dürfen, wie seine Natur es will, er sollte, wenn er Geist hat, diesen in sich einkellern, um mit trostlos tierischem Ernst alles das wichtig zu nehmen, was jeder Wicht unter den Autoren wichtig nimmt, weil es sein eigener Dreck ist? Sein oder Nichtsein eines Meisterwerks hinge von zehn Zeilen mehr einer Kritik ab?
- A. : Miriam Kniesebecke.... Ich....
- Der Türmer* : Still! Du hast die Keckheit, mit deinem Buch zugleich einen Küchenzettel zu verteilen, welche Gewürze der Kritiker brauchen dürfe?
- A. : Ich will nicht länger, dass der *Leser* schließlich ein herrlich gerundetes Feuilleton *liest*, dessen Schaumwogen das Werk des armen Autors mühelos verschlingen.
- Der Türmer* : Und dessen einzige Schwäche ist, dass es den Schlingel, der das arme Werk schrieb, nicht auch verschlingt, weil sein Magen leider nicht der eines Haifisches ist. Immerhin, die Bemerkung herrlicher Rundungen ist, selbst an einem Feuilleton, beinahe subtil.
- A. : Mein Herr, was Sie treiben, das ist die Leuchtturmarbeit eines Kritikers nicht, das ist Amusement mit ungleichen Waffen.
- Der Türmer* : Jetzt soll ich wohl noch meine Waffen, Schleuder und Harfe, niederlegen, um mich dir mit den deinen, Trompetlein und Zapfenpistole, zu stellen?
- A. : Sie sind von Stammtischfreunden beeinflusst!
- Der Türmer* : (droht ihm mit der Schleuder.)
- A. : Ich will ja nur zu Nutz und Frommen geschädigter Autoren darauf verweisen!
- Der Türmer* : Was schädige ich Autoren, wenn ich der Literatur mein Leben zu Diensten gebe! Die vielzuvielen Autoren schädigen die Literatur mehr als ich die Autoren, hast du kein Gefühl dafür in deinem stumpfen Herzen? Keiner will ein Schuster sein, jedermann ein Dichter — aber allen Papiergewalten zum Trotz sich erhalten, das ist wahrhaftig auch keine Kleinigkeit. Da geben sie ein Bändchen heraus, prahlen es sei erlebt, und wenn sie nicht einmal ein Pfund haben zum Wuchern, sondern bloß ein Restlein, das die Briefwage kaum spürt, gehen sie hin und werden Dichter und stehlen dem lieben Gott den Tag und behaupten, es sei ein Erlebnis und haranguieren ehrliche, geistbegabte Menschen, die es sich sauer werden

lassen, mit sprachverhunztem Schnickschnack und wollen ernst genommen werden und unsere Kultur repräsentieren und ihre Hauptsorge ist ein Vorschuss und eine Werkbeleihung und sie fischen im Trüben ihrer eigenen Existenz und behaupten, die anderen seien blöde Bürger; sie sind eitel wie balzende Truthähne und haben schlechte Manieren und treten in Schwärmen, die nach Gemütlichkeit duften, auf. Eine traurige Liebe müsste es sein, die ich ihnen schenken könnte! Sie fordern mit Fistel und Bass vom Kritiker immer wieder Verantwortungsgefühl, ja, das ist euer drittes Wort, ihr Gäuche! Und sie selber besitzen kein Quentchen davon. Oder wem gegenüber? Sonst verginge euch der ruchlose Optimismus, der da zum Glauben führt, wer sein harmloses Gemüt dem Papier aufdrängt, sei schon ein Dichter und Geistesarbeiter und Führer des Volkes und respektgebietender Bonze. Und euer lächerlicher Hass gegen das Wissen, euer Blaguieren mit der Ursprünglichkeit, um die ihr euch schwitzend bemüht! Da brauche ich Gottseidank nicht mitzutun, ich sehe Ursprünglichkeit bei wenigen, und diese sind meinem Herzen teuer. Aber diese Schriftsteller, die ihrer Unbegabung ein Bändchen ablisten und sofort wie Schächer der Kritik die Zeilen nachrechnen, die sich um gleichschwere Schriftsteller scharen und eine Macht bilden wollen, eine Macht der Unbildung und Gleichgültigkeit allen ernsthaften Fragen des Geistes gegenüber, denen ihre Wirkung wichtiger ist als ihr Werk, die nichts gelernt haben und alles vergessen: sie sollen keine Gewalt bekommen über meinen Turm!

A.: Das ehrene Bollwerk der Redaktionen... Ihre Handlungsweise...

Der Türmer: Handlungsweise... Wer will mich verpflichten, über dich zu schreiben? Es gibt Dinge, die ich nicht kann und nicht können will. Da kommt einer und kreidet mir das als «Handlungsweise» an. Weil mich Persönlichkeiten locken, an deren Wert ich mit schlichter Hingabe glaube. Und weil ich gar nicht jeden Tintenfinger sehen will, sondern nach den «wenigen Vernünftigen jetzt Lebenden und Künftigen» ausluge. He da, unten! Suche dir einen anderen Stilistiker, der dich höher als dreißig verdrossene Zeilen bewertet!

A.: Ich werde mit den schlimmsten Mitteln niedergehalten, nämlich konsequent totgeschwiegen! J'accuse...

Der Türmer: Dein Leben und dein Randalieren sind furchtbare Gegenbeweise! Wolltest du doch mich totschweigen! Ich will ja nicht über dich «Urteile an die Öffentlichkeit setzen»! Kapiertest du es immer noch nicht? Hinweg! Fort!

(Er ergreift die Schleuder, wirft nach ihm. An die Ferse getroffen stürzt jener.)

A. (wimmert): Die Ponderabilien! Die Ponderabilien!

Der Türmer: (steigt hinab, packt ihn, hängt ihn an einen Pfahl, wo er inmitten der anderen nun als Vogelscheuche steht.)

Chor der Vogelscheuchen: Welch Abenteuer!
Schon wieder ein Neuer.

Wir stellen das schweizer Schrifttum dar,
 Drum lässt man an uns kein gutes Haar.
 Wir erleben, erzählen, wir reimen und raunen,
 Wir beglücken die Welten mit Schöpferlaunen.
 Wir lassen uns jeglichen Schmorgel beleihen,
 Das fördert der Dichtung und unser Gedeihen.
 Schriftsteller sind wir und voller Gemüt,
 Wir sagen es täglich, damit man es sieht.
 Wir sitzen ja leider nicht stets in der Wolle,
 Doch wurzeln wir bis an den Bauch in der Scholle.
 Was tief sich im Innern uns regt und bewegt,
 Im Entwicklungsromane gleich nieder sich schlägt.
 Denn an dem Entwicklungserzählungenlesen
 Muss schließlich das Wesen der Welt noch genesen.
 Wir finden uns unerhört intressant,
 Unser Blick ist daher auf uns selber gebannt.
 Unter unsern leicht täppischen, knorrigen Händen
 Wird unsre Persönlichkeit schön sich vollenden.
 Ein bisschen lümmelhaft wird sie wohl bleiben,
 Das ist auf das Konto der Scholle zu schreiben.
 Wir pfeifen auf Bildung, verachten das Wissen,
 Wer damit sich einlässt, ist schließlich beschissen.
 Ein Dichter hat alles von Anfang in sich,
 Drum schreiben und reden wir einzig vom Ich!
 Zwar hie und da reißt uns doch die Geduld,
 Daran sind die Esel von Kritikern schuld.
 In ihrem frevlen und frechen Erdreisten
 Versäumen sie Leuchtturmarbeit zu leisten.
 Sie wollen nurmehr noch Stilistiker sein!
 So wie wir zu schreiben fällt ihnen nicht ein.
 Wir schreiben schlecht und wir schreiben schlicht,
 So wird es doch recht und schlecht ein Gedicht.
 Kapiert man uns nicht in unserer Zeit,
 So schreiben wir z'leid für die Ewigkeit.
 Zuweilen ist's hart auf der Erde zu weilen,
 Die Kritiker schreiben ja bloß dreißig Zeilen!
 Drum sind wir verkannt, sind wahrhaftig verkannt,
 Im Schweizerland, im Vaterland,
 Ja Va—ter—land.

(Jeder zieht ein Trompetlein aus der Tasche, sie schmettern die Melodie
 « Es isch kei Narretie es Brienzer Burli z'si. » Dazu schwenken sie im
 Takte die schlotternden Glieder.)

Der Türmer: Das walte Gott!

* * *

AUS ZEITSCHRIFTEN

Bewundert viel und viel gescholten fristet die *Nouvelle Revue Française* ihr Dasein. Wer aber im heutigen literarischen Frankreich an der Erneuerung des Geistes wirkt, ist mit ihr schon irgendwie in Beziehung getreten. Wie wird sie von der älteren Schriftstellergeneration wenig geschätzt! Mit der Stoppuhr in der Hand geben ihr diejenigen noch etwa fünf Jahre Lebensfrist, die selbst nicht wissen können, ob sie das Ende der vorzüglichen Zeitschrift erleben werden. Die in ihrer Tendenz rein literarische Revue hat indessen von Zeit zu Zeit einen politischen Standpunkt verfochten, und zwar den denkbar vernünftigsten, ohne Sentimentalitäten und Ressentimentalitäten. Schon 1920 warnte André Gide vor der Isolierung, deren Gefahr Frankreich laufe. Jacques Rivière hat in zwei außergewöhnlich klugen Aufsätzen (« Les dangers d'une politique conséquente »; « Pour une entente économique avec L'Allemagne ») unter dem alten Regime Dinge gesagt, zu denen es damals neben einem weiteren als dem offiziellen Horizont auch noch Mut brauchte. Im Maiheft 1924 steht nun ein Kapitel « Sur l'idée de la victoire », welches dem nächsthin erscheinenden Buche *La Victoire*¹⁾ entnommen ist. Sein Verfasser heißt Alfred Fabre-Luce. Er ist den Irrtümern seines Landes gegenüber ein scharfäugiger Kritiker, sein Appell richtet sich an jene, die den Kopf nie verloren und sich nicht von einer patriotisch sich gebärdenden Phraseologie sämtliche X der Welt für U vormachen ließen. Wie französisch ist es, wenn Fabre-Luce darauf dringt, die Sprache vorerst von allem Chauvinisten-Bombast zu säubern, wenn er den *Psychologen* eine Hauptrolle in der Verbesserung internationaler Beziehungen zuweist! Er habe das Wort:

« Handelt es sich nicht vorerst darum, die Sprache neu zu schaffen, wie es die Dichter und Philosophen auf ihrem Gebiete tun, die Konventionen in den Worten auszutilgen, um diesen ihren lebendigen Ursinn zurückzugeben? Es geht nicht mehr an, dass man das Wort eines großen Volkes entehren kann durch Missbrauch der Sprache, dass man auf eine « Annexion » verzichtet, sie aber heimlich durch Addition von Einzelheiten erreichen will, die sie ausmachen: Separatismus und unbegrenzte militärische Besetzung, dass man die Worte nicht gelten lässt, in deren Sinn man handelt: wie es Österreich 1914 tat, Frankreich 1923. Es geht nicht an, dass man politische Ziele auf finanziellen Schleichwegen erreichen will. Eine aktive tägliche Kritik muss den Verbalismus der Wirklichkeit gegenüberstellen. Die Psychologen werden ihrerseits ihre fruchtbarsten Methoden zur Erforschung der internationalen Beziehungen beitragen können. In der französischen Reparationspolitik, die auf ein rheinländisches Protektorat abstellt, und die beherrscht wird vom Missmut gegen einen Vertrag, der unter seinem Deckmantel jenem Traum und uneingestandenem Wunsch doch keine Möglichkeit der Verwirklichung einräumt, — erkennt man da nicht eine jener Verdrängungen, von denen Freud spricht? Vom Tage an, da alle geistigen Kräfte sich im Studium der Politik vereinen, wird diese aufhören, wie bislang ein eitles Spiel zu sein, bei dem man abgenützte Schlagworte herumschwenkt, wo man von Nationen wie von Bauern auf dem Schachbrett

¹⁾ Editions de la N. R. F.

spricht, wo die Politik, obschon sie heute offenkundig die Entwicklung von Kunst, Denken, Menschenglück beherrscht, als Tummelfeld von Spezialisten betrachtet wird, die in Wahrheit bloß Demagogen sind.» —

Auch die *Revue de Genève* hat im Maiheft einen Vorabdruck aus dem mutig rasonnablen Buch von Fabre-Luce veröffentlicht.

* * *

*Der Neue Merkur*¹⁾ bringt in seinem Maiheft einen Aufsatz von Ferdinand Lion *Politik und Moral*. Die Bezugsetzung: hohe Kultur — große politische Rechte, Kulturtiefstand — geringe politische Rechte, wobei das Recht moralischer Bewertung unterstellt wird, wird geistvoll dargetan. Immerhin, verlief die Weltgeschichte nach diesen Gesetzen der Polarität, so möchte der Himmel jeden Staat vor einem kultivierteren Nachbarn verschonen! Folgender Passus sei kritischer Erwägung anheimgestellt:

« Eine ähnliche Kraft der Kultur wie die der Griechen hatte die deutsche romantische Kultur, die von der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts ab entstand und, gerade als Napoleon die deutschen Staaten zerstörte, ihre Vollendung erreichte. Wenn Fichte in seinen Reden an die Nation die politischen Rechte von Deutschland auf seine Sprache zurückführt, so ist sie im allgemeineren Sinn zu fassen, als Literatur, als Ausdruck von der Poesie bis zur Musik. Götter hatte diese Kultur nicht zu geben, aber sie war doch bedeutend im höchsten Sinne. Alle, welche an ihr mitarbeiteten, waren daher Politiker, selbst wenn sie die Politik verachteten, denn sie hatten eine geistige Gemeinschaft geschaffen, die durch ihren Wert politische Rechte besaß. Die Napoleonische Politik gegenüber Deutschland wäre ein Jahrhundert früher vielleicht noch sittlich möglich gewesen; vor Goethe, Schelling, Hölderlin wurde Napoleon zum politischen Verbrecher, denn wer durfte wagen, sich an jener zu vergreifen? Der Umkreis der politischen Rechte von Deutschland blieb dann eng mit dem Schicksal seiner romantischen Kultur verknüpft. 1870 erhielt es als Reich eine Hegemonie, die zugleich durch eine solche seiner Kultur, die damals ihren Höhepunkt in Europa hatte, gedeckt war. Als dann in den achtziger Jahren die neue französische Generation (Symbolisten und Dekadenten) sich Wagner und Schopenhauer unterwarfen, war das Übergewicht von Deutschland über Frankreich vollkommen. Aber dann verebbte die Romantik, und zugleich sank das Recht der deutschen Macht. Der französische Naturalismus wurde von Deutschland selbst angenommen, die deutschen Konservativen hatten nicht so unrecht, dieser literarisch-künstlerischen Entwicklung zu misstrauen. Bald entstand in Frankreich eine neue unabhängige Kunst, und hiermit ein neues politisches Recht zur Unabhängigkeit und Gegnerschaft. Deutschland aber folgte in der Malerei (Impressionismus), in der Philosophie (Bergson) Frankreich. Es hatte seine eigene große romantische Kultur verloren. Es fühlte wohl, dass es sie bald schöpferisch durch eine andere ersetzen würde. Aber als es in den Krieg trat, musste es also auf diese noch unsichtbare, nicht daseiende verweisen, die ihm nur ein fragwürdiges Recht geben konnte, oder auf die Romantik, die es aber selbst im Stich gelassen hatte.»

EUROPÄISCHER DIALOG

Einer der gescheiterten Köpfe des heutigen Frankreich, Albert Thibaudet, gab vor wenigen Wochen ein Buch heraus, das er *Les Princes Lorrains*²⁾ nennt. Die beiden Lothringer, deren Gestalt und Idee in den Mittelpunkt gerückt werden, sind Barrès und Poincaré. Ein «Roman der Intelligenz», das ist ein Ziel, das Thibaudet immer wieder fesselt; in den politischen und kulturkritischen Wechselgesprächen dieses Bandes — das gewichtigste davon am Zürichsee! — wird auf einem geistigen Niveau geredet, das dem Romanleser

¹⁾ Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart-Berlin.

²⁾ *Les Cahiers Verts*; es ist der 35. Band dieser Reihe, die bei Grasset, Paris, unter der Leitung von Daniel Halévy herauskommt.

sonst meistens erspart bleibt. Die Ideen werden nicht in einem langen Monolog des Schreibenden entwickelt, sondern in lebendiger Rede und Gegenrede aus allen Einwänden zum Licht emporgeführt. « Man wird in diesem Dialog ungefähr den Ton finden, wie er in einem freien Milieu üblich ist. Man sagt nicht immer das, aber man sagt es etwa in dieser Art. Es gibt eine Macht, die « Meinung » heiß, und die nicht mit der Presse verwechselt werden soll. » Und weiterhin: « Diese geistige Hochebene mit der Möglichkeit des Dialogs wiederzugewinnen, die Vielfalt eines Gegenstandes vermittelt dieser Vielfalt des Subjektes zu erkennen, die sich im Streben nach dem Dialog ausdrückt, den Dialog auf seine Dauer und Tragweite hin zu prüfen, als ein Verfahren, durch welches sich auf gute und loyale Weise eine Milderung und Schmeidigung unserer Ideen erwarten lässt: hierin liegt eine Bestätigung, die nichts Politisches an sich hat, eine rein literarische Aufgabe, nennen wir es sogar ein literarisches Spiel. » Auf das Problem des Dialogs im geistigen Verkehr der Völker kommt Thibaudet immer wieder zurück. Es ist wohl nicht zufällig, dass er sich in seinen Schriften oftmals in Nebensätzen als vorzüglicher Kenner Platons zu erkennen gibt, dass er auf anderer Stufe die Gespräche am Ilissos fortgesetzt wünschen möchte. « Dieser immerwährende Dialog Frankreichs, vermischt mit dem ewigen Zwiegespräch Europas » — so sieht er in intimer Wechselwirkung die großen Gedanken sich entfalten. Und welche Freude ist es ihm, als beim Eintritt in seine herrliche Bibliothek der Freund am Zürichsee steht: er werde über der Türe eine Inschrift anbringen « Dem Monolog kein Zutritt! » So sollte es in der Politik mit gleichem Recht heißen. Clemenceau und Poincaré als Monologen! Dagegen der Bourignon bei Thibaudet: « Ich wünschte wie Sie, dass in unserer europäischen Tragödie die Geister des Dialogs zur Herrschaft kämen. Ich möchte mehr Racine anstelle dieses Crébillon. Denn der wichtige und interessante Dialog, Sie werden mit mir übereinstimmen, ist nicht dieser, den hier unsere Individualitäten ohne Mandat, wie man dem sagt, halten, aber jener, an dem für die Geschichte und durch die Geschichte die Männer mitsprechen, deren Namen durch die Saint-Simon, Michelet, Sorel von morgen auf ehernen Tafeln geschrieben werden. »

* * *

SCHWEIZER SCHRIFTSTELLER IN PARIS

Dass etwa dreißig schweizerische Schriftsteller auf eine Einladung der französischen *Société des gens de lettres* hin nach Paris zogen, wirbelte in der Heimat einigen Staub auf. Hätte man grollend zu Hause bleiben sollen? Es war vielleicht doch gut, mit einigen Menschen zu sprechen — auf Dialoge kommt es an! —, von den vier Wänden aus ist es schwerer, jemand zu überzeugen. Es hat wahrhaftig keiner seine Seele verkauft, Herr Poincaré gab einem die Hand ohne einen Scheck; er hatte soeben allerhand erlitten und wurde niemand zur Gefahr. Und Herr Dumur hin, Herr Dumur her — er spielt seine einzige Walze wie ein ausgeschleppertes Grammophon, aber niemand hört ihm ernsthaft zu. Man ist in Frankreich dieses Treibens müde; glaubt man es dem einzelnen nicht, so glaube man es den Wahlen.

Es bot sich immerhin die Gelegenheit, Freunde zu besuchen. Félix Bertaux, was die deutsche Literatur betrifft wachsam und immer auf das Gute aus, erzählt, wie bei einer Einladung Fritz von Unruh erwartet wurde. Über fünfhundert Repräsentanten des geistigen Lebens fanden sich ein. Die Luft erfüllt von der Frage: welcher ist Unruh? Eine Meldung: er kommt nicht. Mehr als die Hälfte ergreifen Hut und Stock und verlassen enttäuscht die Vereinigung.

Die beiden Deutschschweizer, bei uns geboren, großgewachsen, geschult, deren Gespräch unter vier Augen folgendermaßen vor sich geht:

« Et moi je vous assure qu'il n'y a pas d'autre moyen... »

— « Ah, vous le croyez? Alors je le crois aussi, dans ce cas... » —

Die erste Frage von Jacques Rivière (nein, er hat mit dem Schriftstellerverein nicht die geringste Beziehung): Wissen Sie Neues von Ernst Robert Curtius? Wie mag es ihm gehen in Heidelberg? Ich habe sechs außerordentlich schöne Tage mit ihm verlebt; ich habe sehr viel Sympathie für ihn... — Das ist nicht so nebensächlich, obschon es so aussehen mag. Viele Neutrale möchten den Franzosen ganz gern Sympathien in der Richtung outre-Rhin verbieten. Freunde, wir habens erlebt.

Frage eines Gymnasialprofessors: An welche deutsche Universität soll ich meinen Sohn schicken? Es ist so schwierig für uns bei der dort herrschenden nationalistischen Strömung. Er soll das beste Deutschland kennen lernen, das des Gedankens und der geistigen Größe; wie gern schickte ich ihn nach Deutschland!

Gewiss, lieber Herr, glauben Sie aber, ich bitte Sie, auch, dass das andere Deutschland existiert, so gewiss das andere Frankreich existierte, als man sich schon anschickte, den Glauben daran zu verlieren! —

Jener gute Europäer, der die feinsinnige Bemerkung machte: In seinem letzten Roman ist Hans Heinz Ewers spürbar von Ramuz beeinflusst.... (Hektisches Husten des Zuhörers.) —

Nein, der lebenswürdig-rastlose, organisatorisch so begabte Präsident des französischen Schriftstellervereins, Georges Lecomte, verdient großen Dank. In welche Stadt hat er uns gelockt! Sie gibt einem eine leise Sehnsucht mit, die man nie mehr ganz los wird. Wie jene nach Zürich.

MAX RYCHNER

ABONNEMENT: Jährlich (20 Hefte) 18 Fr., halbjährlich 9 Fr., vierteljährlich 4 Fr. 50;
im Postabonnement 20 Rp. Zuschlag, nach dem Ausland mit Portozuschlag.
Einzelne Hefte Fr. 1 25.
INSERATE: 1/1 Seite 100 Fr. 1/2 Seite 55 Fr. 1/4 Seite 30 Fr. 1/8 Seite 17 Fr. 50.

Präsident der Redaktionskommission: HENRI HEER.
Verantwortliche Redaktion: Dr. MAX RYCHNER. Alle Zuschriften an die Redaktion, Zürich 1,
Zeugwartgasse 3. Telephon Selnau 4796. Postcheck Nr. VIII 8068.
Druck und Verlag: Art. Institut Orell Füssli, Zürich. Postcheck Nr. VIII 640.